

Leseprobe aus:
Bernhard Poerksen
Zuhören



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



Bernhard Pörksen

ZUHÖREN

Die Kunst, sich
der Welt zu öffnen

Hanser

1. Auflage 2025

ISBN 978-3-446-28138-7

© 2025 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Kolbergerstraße 22 | 81679 München | info@hanser.de

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Zwecke
des Text und Data Mining nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: Anzinger & Rasp, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C014496

Für Julia

INHALT

Vorbemerkung	9
--------------------	---

I PHILOSOPHIE DES ZUHÖRENS

Die Macht der Tiefengeschichten	13
Ich-Ohr und Du-Ohr	25
Die Entscheidung unentscheidbarer Fragen	33
Jenseits von Alarmismus und Idealismus	41

II PRAXIS DES ZUHÖRENS

Der vertuschte Missbrauch an der Odenwaldschule	51
Der ideale Ort	51
Der Skandal, der nicht zündet	57
Der Inside-Outsider und das System	63
Dominoeffekte des Zuhörens	68
Hagiografische Dissonanz	82
Das Ringen um Empathie im Ukrainekrieg	94
Epistemische Schließung	94
Das Prinzip der Perspektivenverschränkung	99
Politische Kommunikationspsychologie	110
Funktionalitätsverdacht und Funktionalitätsvergiftung	117
Kein Opfer sein	136
Utopien des Silicon Valley	142
Pforten der Wahrnehmung	142
Die Wirkung der Werkzeuge	159

Selbstverherrlichung der digitalen Boheme	159
Absturz und Aufmerksamkeitsrebellion	169
Magie der Ablenkung	176
Zurück zu den Anfängen	186
Die unbequeme Wahrheit der Klimakrise	191
Das murmelnde Verdrängen	191
Tyranneien des Journalismus	198
Dialogische Aufklärung	209
Praktiken der Dissidenz	214
Finde das Trim Tab	230

III POLITIK DES ZUHÖRENS

Paradoxien, Konfliktlinien, Leerformeln	245
Wann die Welt zuhört	255
Die Gefahr des Etiketts	261
Folgen des Empörungstribalismus	266
Lob der Nuance	272
Dank	277
Anmerkungen	281

VORBEMERKUNG

Manchmal ist es überlebenswichtig, dem Clown zuzuhören. Das ist der Grundgedanke dieses Buches. Der Clown ist eine Figur aus einer Geschichte des dänischen Philosophen Søren Kierkegaard, eine Figur, die wir intuitiv sofort einsortieren in unbedingter Erwartung von Witzen, Nonsens, Klamauk. Søren Kierkegaards Geschichte geht so: Eines Tages brennt das Zirkuszelt, das die umherreisenden Zirkusleute am Rande des Dorfes inmitten von staubigen, ausgetrockneten Feldern aufgebaut haben. Aber der Brand lässt sich nicht löschen. Und so wird der Clown auf den Marktplatz des Dorfes geschickt, um Hilfe zu holen, schon in voller Montur, grell geschminkt und mit lustigen Latschen. Er warnt die Dorfbewohner, dass die Felder rund um das Zirkuszelt gleich brennen werden und sich dann alles in ein Flammenmeer verwandelt. Alle sollten, so ruft er, so schnell wie möglich zum Zirkuszelt kommen, bei den Löscharbeiten helfen. Die Dorfbewohner finden diese Performance einfach nur wahn-sinnig komisch. Applaus, Applaus. Je mehr der Clown heult und bettelt, je intensiver er zetert und tobt, desto größer das Gelächter, desto lauter das Gejohle. Was für ein raffinierter Werbetrick! Und dann kommt es, das Feuer.

Vorurteile, Vorannahmen und nur schwer erschütterbare Überzeugungen bestimmen, was Menschen hören können. Es ist die Gefahr des sofortigen Bescheidwissens und des vorschnellen Urteils, die dieses Buch in immer neuen Anläufen in drei Kapiteln umkreist. Zu Beginn skizziere ich die Konturen einer *Philosophie des Zuhörens*, diskutiere grund-

sätzliche Fragen und schildere eigene Motive und Erfahrungen. Es folgen detaillierte Beobachtungen, Illustrationen einer *Praxis des Zuhörens*, Versuche der Wahrnehmungserweiterung durch maximale Präzision, die Sichtbarmachung von Kontexten. Das Buch endet in der Gegenwart unserer Diskurse und einer Auseinandersetzung mit der *Politik des Zuhörens*. Der Kontext ist die Botschaft, so wird hier erneut deutlich. Ohne Kontext kann sich kein wirkliches Zuhören entwickeln, kein angemessenes Verstehen. Ohne Kontext, ohne die Betrachtung im Konkreten, ohne die Analyse einer je besonderen Situation können wir nicht zu einem gerechten Urteil gelangen und keine adäquate Position entdecken. Søren Kierkegaards Clown tritt auf den folgenden Seiten nicht mehr auf, bleibt aber auf hintergründige Weise präsent. Denn ihm zu glauben heißt, die üblichen Wahrnehmungskonventionen zu sprengen, sich von Klischees und vorschnellen Urteilen zu lösen und zu einem Zuhörer der Zukunft zu werden, der sich selbst im entscheidenden Moment vergisst.¹



PHILOSOPHIE DES ZUHÖRENS

DIE MACHT DER TIEFENGESCHICHTEN

Dieses Buch geht auf ein Erlebnis zurück, das mich, obwohl es schon Jahre zurückliegt, noch immer umtreibt und irritiert. Ich selbst habe in einem entscheidenden Moment meines Lebens nicht *wirklich* zugehört, war taub, aber doch nicht so taub, dass ich taub für meine eigene Taubheit wurde. Aber lange kannte ich die Gründe für das anfängliche Hinhören und das spätere Weghören nicht. Und doch: Ist es nicht merkwürdig, peinlich und falsch, erst einmal vom eigenen Ich und den eigenen Erfahrungen zu sprechen, zumal wenn es um das Zuhören geht, also um die Zuwendung zum anderen? Nun, da ich dies notiere, noch einmal, ein allerletztes Mal, neu ansetze, stehen hinter mir drei Koffer voll mit Büchern. Gleich bringe ich sie zurück in die Bibliothek. Gleich können sie weg und auf Nimmerwiedersehen zurück in irgendein Regal. Ich habe Hilfe gesucht bei diesen Büchern, Werken aus der Philosophie, der Literatur und Psychologie. Aber sie haben mir nicht geholfen, allenfalls ein bisschen. Ich habe, im Versuch zu begreifen, endlos ein diffuses Zentrum umkreist, das ich lange nicht wirklich verstand und bestenfalls halbherzig kennenlernen wollte. Irgendwann habe ich mich drei Tage lang mit einem Freund in einem Zimmer in Hamburg eingeschlossen und erst einmal herumtheoretisiert und mit meinem Bücherwissen geprahlt, Studien und Statistiken aufgefahren, die vom Zuhören handeln, das klassische aka-

demische Angebertum. Und irgendwann, weil der Freund so ausdauernd schwieg, so lange zuhörte, aber manchmal auch so hart und zupackend nachfragte, habe ich angefangen, von mir selbst zu sprechen, von meinem eigenen Erleben, von Scham und Schuldgefühlen, von Versäumnis und Versagen. »Fahr nach Hause und schreib alles auf«, sagte er zum Abschied erschöpft. »Du musst persönlich werden.«

Das Jahr 2007. Ein Tag im Herbst. Besuch bei den Eltern in der Wiehre, einem Stadtteil in Freiburg. Ein kurzer, flüchtiger Blick auf die Kirschholzkommode im Wohnzimmer, auf der immer die neuesten Bücher stehen, die gerade gekauft oder von irgendwem geschenkt worden waren. Und auf dieser Kommode findet sich ein Buch, das Hartmut von Hentig geschrieben hat, einst der Star der Reformpädagogik, ein Bekannter meiner Familie, der manchmal auf eine Stippvisite vorbeikam. Sein Buch heißt *Mein Leben – bedacht und bejaht*.¹ Die Elite der alten Bundesrepublik marschiert hier noch einmal auf, Gräfin Dönhoff und Golo Mann, Richard von Weizsäcker, Walter Jens und Georg Picht. Und er, der Gründer der Bielefelder Laborschule, kannte sie alle, korrespondierte mit allen, wurde von allen hofiert und geladen, um Rat gefragt und umschmeichelt, so scheint es, wenn man die biografischen Exkurse liest, die er voller Selbstgenuss ausbreitet.

Nur eine Figur wirkt in dieser Parade der Prominenz seltsam blass, so denke ich, blättern und lesend, an diesem Nachmittag. Und es ist nicht irgendeine Figur, nicht irgendein Freund oder ein beliebiger, aber natürlich berühmter Universitätsbewohner, mit dessen Namen man sich schmücken kann. Es ist vielmehr ein Mann, der als Freund und Lebensgefährte vorgestellt wird, der in diesem Buch eine zen-

trale Rolle spielt, aber doch eigentümlich diffus und schwer fassbar erscheint. Seinen Namen habe ich noch nie gehört. Er heißt Gerold Becker, auch er ein anerkannter Pädagoge, so scheint es. Adrian Koerfer, einst Schüler der Odenwaldschule, die Becker lange leitete, wird ihn später »einen der schlimmsten Serienvergewaltiger in der Geschichte der Bundesrepublik« nennen², einen Pädokriminellen, der manche seiner Schüler hundertfach missbrauchte, ihnen schon morgens beim Wecken an der Odenwaldschule in den Schritt griff oder den Finger in die Poritze schob, um ihnen den Anus zu massieren. Natürlich war bei Hartmut von Hentig nichts von solchen Vorwürfen zu erfahren; der schreckliche Verdacht fand, obwohl damals schon Jahre öffentlich bekannt, mit keinem Wort Erwähnung. Man bekam stattdessen eine hübsche Griechenland-Segelstory mit einem schwierigen Kind zu lesen, die wesentlich vom pädagogischen Genie des Gefährten handelte, von seinem ungeheuren Talent im Umgang mit Jugendlichen, gerade mit jenen, die sich nicht anpassen konnten oder wollten und in der Konsequenz überall rausflogen. Und man erfuhr auf den letzten Seiten des Buches dann noch, dass Gerold mitunter ein bisschen zu viel trank, beim Treppensteigen ins Schnaufen kam, lange an seinem Computer saß, *Spiegel* und *Zeit* studierte und oft, trotz seiner Kurzatmigkeit, den Gang zum Postbriefkasten erledigte, auch wenn Hentig das Treppensteigen deutlich leichter fiel.

Warum wurde ich stutzig? War es die literarisierte Glätte der Schilderungen, ihre so eigentümlich überanstrengt wirkende Harmlosigkeit, die Stilisierung des Lebensgefährten zu einem Meister der Pädagogik? Kann man mitunter, ob man will oder nicht, auch das lautstark Beschwiegene und das Ungesagte hören? Vielleicht. Jedenfalls setzte ich mich aus einer

Intuition heraus an den Rechner, um das Bild Gerold Beckers zu vervollständigen, das mir seltsam unvollständig schien. Im Netz stieß ich dann auf einen digitalen Zwilling, einen Avatar, der doch ganz andere Züge trug. Auch er hieß Gerold Becker. Auch er war der Lebensgefährte Hentigs. Aber dieser Becker hatte so gar nichts zu tun mit dem grundsympathischen, feinfühligem Menschenkenner aus dem Buch, dessen Fehler allenfalls darin bestand, dass er zum Abend ein paar Gläschen Mariacron zu viel trank. Denn hier erschien er, in manchen Artikeln, als Missbrauchstäter, der sich an Kindern verging. Ich las, was öffentlich zugänglich war. Und hörte zunächst einmal hin, hörte wirklich zu, verstand intuitiv, dass an den Vorwürfen etwas dran sein könnte, gerade weil sie mit keinem Satz Eingang in die Hochglanz-Biografie gefunden hatten und in der seltsam artifiziellen Prosa dieses Erinnerungswerkes nicht auftauchten. Mich verstörte, so würde ich in der Rückschau sagen, der Gegensatz von imponierender Vorderbühnen-Rhetorik (die sich im Buch entfaltete) und verbrecherischer Hinterbühnen-Existenz (die ihre Spuren im Netz hinterließ). Denn diese Kontrasterfahrung kannte ich aus eigenem Erleben. Das Muster war mir *im Prinzip* vertraut – hier die Schönsprecherei, die wunderbare Rede des Pädagogen, dort die Realität, von der kaum etwas in Richtung der Vorderbühne durchdringt. Nur manchmal lassen sich, wenn man ganz genau hinsieht und hinhört, Signale des Protests erahnen, chiffrierte Botschaften der Betroffenen, die aber auf der Vorderbühne in der Regel nicht wirklich erkannt werden, weil schlicht nicht vorstellbar scheint, was sonst noch so läuft und geschieht, wenn die Tür zu ist und ein Lehrer und die ihm anvertrauten Jugendlichen miteinander allein sind.

Der Klassenlehrer, den ich selbst an der Freien Waldorfschule hatte, war kein Missbrauchstäter, der sexualisierte Gewalt verübte. Er war ein Sadist, ein Menschenfänger und Machtspieler, charismatisch und gutaussehend, verehrt und umschwärmt, stets das passende Rudolf-Steiner-Zitat auf den Lippen und in der Beschämung des Gegenübers geübt, falls doch mal irgendwer kritisch nachfragen sollte.³ Er ließ ein Mädchen, das sich zu ihrem Unglück eine weiße Hose angezogen und ihre Tage hatte, nicht auf die Toilette, obwohl sie darum bat, bis die Hose dann durchgeblutet war und man Blutflecken sah, sich das Blut auf dem kleinen Stuhl ausbreitete, auf dem sie saß, und in das Holz einsicker- te. Er verspottete sie vor der Klasse mit einer solchen Perfidie, dass andere Mädchen Angst bekamen und sich fragten, was wohl passieren würde, wenn sie selbst ihre Regel bekämen und womöglich solchen Ad-hoc-Attacken ausgesetzt sein würden. Er verspottete meinen Freund Leon, mit dem ich gelegentlich Musik machte, weil seine Eltern, wie er behauptete, zu den Proleten gehörten, arm und dreckig. Sie seien Abschaum, so suggerierte er, wieder und wieder. Und schon die Tatsache, dass mein Freund billige, nährstoffarme Weißbrötchen aß und kein Vollkornbrot, wurde auf seltsame Weise zu einem Zeichen von Schmutz und Nichtzugehörigkeit stilisiert, zu einem Stigma, das uns, den anderen, den vermeintlich Besseren, signalisierte, dass irgendetwas mit ihm grundsätzlich nicht stimmte. Leon, der nie mehr zu einem der Klassentreffen kam, musste sich manchmal vor aller Augen an dem Waschbecken im Schulraum waschen, bis auch unter den Fingernägeln nichts Schwarzes mehr zu sehen war. Niklas, dessen Vater überraschend verstarb, wurde zur Strafe vor die Tür eskortiert, weil er mit einem Mal

nicht mehr richtig funktionierte und manchmal einfach nicht mehr aufhören konnte zu weinen. Hannah, die ihr Patschuli-Parfüm so liebte, holte er nach vorne. Wir sollten sie alle sehen, sie ganz in Ruhe anschauen. Sollten sie wie eine Nutte betrachten, das war die Wahrnehmungsübung, um die es ging und der wir uns bereitwillig und ohne ein Grummeln oder Protest unterzogen, ängstlich und fragend, was wohl gleich passieren würde und wen von uns es als Nächsten treffen könnte. Das Patschuli-Parfüm werde aus den Hoden von Ochsen gewonnen, so dozierte unser Lehrer. Und seht her, dieses junge Mädchen, das sich so aufreizend schminkt, schmiert sich die Essenzen des Ochsen-Hodens ins Gesicht! Ekelig, oder? Manchmal malte unser Lehrer mit Kreide einen eng gezogenen Kreis auf den Fußboden im hinteren Teil des Klassenraums. Dort musste man sich dann hineinbegeben; dort saß man dann fest, fixiert in einem von ihm erschaffenen Gefängnis aus Kreidekreisen, die er mit hochrotem Kopf gezeichnet hatte. Und immer wieder ließ er Hannah endlos hinter der Klasse stehen, bis sie eines Tages erschöpft auf den Boden krachte und sich eine Gehirnerschütterung zuzog. Das Getöse ihres stürzenden Körpers haben manche von uns noch heute im Ohr.

Oft tauchte ebenjener Lehrer im Unterricht einer jungen Kollegin auf, die er umwarb, und sorgte hier für Ruhe, indem er ganz still hinten im Klassenraum wartete und lauerte. Wenn jemand störte, auf dem Stuhl hin und her wippte, dann schlich er sich von hinten heran, riss den Übeltäter an seinen Nackenhaaren empor, rupfte und riss an den kleinen Härchen, um wehzutun. Mir galten solche Überfälle von hinten häufiger, sodass ich ihn eines Tages anlockte, mit dem Stuhl scheinbar unkonzentriert hin und her wippte und

quietschend gautschte, er sich heranschlich und mich emporriss, ich jedoch in gespielter Erschrecken derart wild und unkontrolliert mit den Armen herumfuchtelte, dass seine Brille über den Fußboden des Klassenraumes schlitterte.

Ein kleiner, primitiver Racheakt, zugegeben. Und eine verdruckste Gegenwehr im Angesicht erlebter Schikane. Denn über solche Dinge sprechen konnte ich nicht. Ich war ein verquerer, isoliert dahintreibender Jugendlicher, unfähig, irgendwie mitzuhalten. Und schien so schlecht in der Schule, dass eine Koalition unterschiedlicher Lehrer eines Tages, als die Entscheidung anstand, verhindern wollte, dass ich zum Abitur zugelassen werde, und mir einer dieser Lehrer dies wie nebenbei auf dem Gang im Schulgebäude mitteilte, Begründung: mangelnde Intelligenz, schlechte Leistungen, absolute Aussichtslosigkeit in Fächern wie Mathematik und Deutsch. Er warnte mich davor, es auch nur zu versuchen, ich säße dann, sollte ich, wie zu erwarten sei, scheitern und durchfallen, »auf der Straße«. Das Abitur machte ich dann doch, aber den Kampf gegen den Klassenlehrer habe ich, wie alle anderen auch, nach Strich und Faden verloren. Denn natürlich war er stärker. Und er wusste nur zu gut, wie er einem unheimlich werden und in das Unbewusste eines Menschen hineinkriechen konnte. Ich zum Beispiel liebte das Angeln und war oft den Nachmittag über allein an dem Bach unterwegs, der durch das Schulgelände hindurchfloss, und fing hier Forellen. Er fand die Angelei widerlich. Und animierte andere zum Spott über mich, den Tierquäler. Wenn ich ihm zufällig in den Gängen der Schule begegnete, dann zog er mich manchmal zu sich heran, bis sein Mund ganz nah war an meinem Ohr, und flüsterte: »Tote Fische!« Und ließ mich dann wieder ziehen, taumelnd und wie unter Schock, starr vor Schreck.

War das auf Ängstigung und Einschüchterung zielende Gewalt? Aber gewiss. Und doch sind diese kleinen, miesen Quälereien, die ich selbst erlebte, in keiner Weise mit dem vergleichbar, was manche Schülerinnen und Schüler der Odenwaldschule erdulden mussten. Klipp und klar: Ich will hier keine Sekunde lang so tun, als gäbe es auch nur im Ansatz eine Parallelität der Leidensgeschichten. Das wäre lächerlich und einfach falsch. Die Schülerinnen und Schüler an der Odenwaldschule haben versuchten Seelenmord erlebt, genau das ist der Wesenszug sexualisierter Gewalt. Sie haben dann im Ringen um das Gehörtwerden und im Bemühen um Gerechtigkeit erfahren, dass es eine zweite Schuld gibt, nämlich die zunächst verweigerte, in immer neuen Anläufen blockierte Aufarbeitung des Geschehens. Hier geht es also um eine gänzlich andere Dimension der Misshandlung, der Gewalt und der gezielten Ignoranz. Ich erzähle von meinen eigenen Erfahrungen aus einem anderen Grund. Ich halte sie für analytisch aufschlussreich, um das Zuhören und Überhören besser zu verstehen. Denn zum einen fällt auf, dass dieser Lehrer, geschützt von einer alles vernebelnden Idealisierung der Schule und der frömmelnd-beseelten Vorderbühnen-Rhetorik, mit seinen sadistischen Spielchen stets durchkam; dass er unantastbar schien und mit seinem Waldorf-Reformpädagogik-Sprech viele verzauberte, gefeiert für seine Art, mit Menschen umzugehen, frei von Häme, frei von Hinterlist, stets offen und zugewandt. So hieß es zumindest eines Tages in einem vom Bund der Freien Waldorfschulen verbreiteten Nachruf über ihn, den großen Lehrer, den Freund der Kinder und den Mann der Kunst, der die Schönheit des Lichts in Italien und den Reichtum der Farben so liebte. Zum anderen, auch das scheint mir bedeutsam, wurde

in diesen seltsamen Attacken auf einen Schüler, der sich für die Schule nicht sonderlich interessierte und vor allem Bachforellen fangen wollte, im Inneren etwas geformt, das die Soziologin Arlie Hochschild mit einem treffenden Wort eine *Tiefengeschichte* nennt. Eine Tiefengeschichte ist eine emotional eingefärbte Matrix aus Erfahrung und Erkenntnis, es ist ein subjektives Prisma aus Hoffnung und Sehnsucht, Verbitterung und Scham, die jeder Mensch mit sich herumträgt und die darüber entscheidet, was wir für real und für möglich halten und was wir uns vorstellen können und was nicht.⁴ Diese Geschichte handelt in meinem Fall von einer Erfahrung der Ohnmacht im Angesicht einer vermeintlichen Meisterfigur der Pädagogik, die absolute Macht besitzt. Sie handelt von dem Kontrast von Vorder- und Hinterbühne und den Wirkungen von Charisma vor dem Horizont von schönen, aber doch artifiziell wirkenden Reden und offensiv praktizierter Heuchelei. Jeder Mensch trägt seine eigene Tiefengeschichte mit sich herum. Sie wird durch die je besondere Lebenssituation, durch persönliche Erlebnisse und durch kollektive Umstände geformt. Sie macht ihn durchlässig und offen oder verschließt ihm die Ohren, lässt ihn in Abwehr, Angst und Leugnung erstarren oder in einen epistemischen Zwitterzustand hineindriften, den man als *wissende Ignoranz* bezeichnen könnte und der eine erahnte, zunächst nur diffus gespürte Wahrheit umkreist, die man partout nicht wahrhaben und eigentlich am liebsten wieder wegdrücken will, aber der man doch nicht dauerhaft ausweichen kann.⁵

Wir hören, was wir fühlen, so lautet eine zentrale These dieses Buches. Und wir fühlen, was wir selbst erlebt und erfahren haben, weil es unsere eigene, mal ganz persönliche, mal mit anderen geteilte Tiefengeschichte ist, die uns sen-

sibel werden lässt.⁶ Wirklich hören heißt also auch: etwas in veränderter Form erneut hören. Erkennen bedeutet bis zu einem gewissen Grad immer auch: wiedererkennen, sich in dem, was ein anderer berichtet, spiegeln. Damit ist keineswegs gemeint, dass jedes neue Erleben in Wahrheit nur ein Wiedererleben darstellt und man nur das begreifen kann, wofür man bereits vorhandene Einordnungsinstrumente und Sensorien besitzt. Das wäre eine haltlose Übertreibung, denn das hieße auch: Man könnte nichts Neues wahrnehmen, was nicht auf bereits Wahrgenommenes verweist. Gemeint ist vielmehr: Das Selbsterlebte macht feinfühlicher. Das Fremde wird uns zugänglicher, weil es Eigenes berührt. Die individuelle Erfahrung und die persönliche Tiefengeschichte – so kategorial anders sie auch bei genauerer Betrachtung sein mögen – schaffen einen Resonanzraum für das, was andere erzählen.

Erneut am eigenen Beispiel: Ich kann nicht sagen, dass mir beim Blättern in Hentigs Erinnerungen die Bilder meiner eigenen Schulzeit wieder zu Bewusstsein kamen. Aber ich bin inzwischen davon überzeugt, dass sich meine weiteren Reaktionen – erst Hinhören, dann Weghören, dann doch wieder Hinhören – nur durch meine eigenen Vorerfahrungen erklären lassen. Jedenfalls behielt ich, kaum dass ich im Netz über Gerold Becker recherchiert hatte, mein neu erworbenes Wissen nicht für mich. Und zog ein paar Monate umher und erzählte jedem, der es hören oder eben auch erkennbar überhaupt nicht hören wollte, was ich im Netz gefunden hatte: Gerold Becker, der Lebensgefährte von Hartmut von Hentig, ist womöglich ein Päderast! Die Reaktionen waren, vorsichtig formuliert, erstaunlich. Ein ehemals ziemlich einflussreicher Schul- und Wissenschaftsfunktionär er-

klärte mir, er habe von den Vorwürfen gewusst und geprüft, ob es der Reputation schaden könnte, wenn man den Mann als Berater in die eigene Schul- und Wissenschaftsbehörde holen würde, was dann tatsächlich geschah, wohl weil man den möglichen Skandal für beherrschbar hielt. Eine Psychologin, eine freundliche ältere Dame, die in einer Hamburger Villa lebte, fragte mich, ob ich denn nicht wisse, dass Pädophile sehr sensible Menschen seien, voller Einfühlungsvermögen und eben gerade aufgrund ihrer hoch entwickelten Empathiefähigkeit in der Lage, auch schwierigen, offiziell längst aufgegebenen Kindern zu helfen. Bei meinen mäandernden Recherchen traf ich auf einen Publizisten, der viel über Hartmut von Hentig und seine Schulideen geschrieben hatte. Er tat die Vorwürfe – Becker missbraucht jugendliche Schüler – als »Rache nach einer unglücklichen Liebesgeschichte« ab, wie er mir schrieb, dies vermutlich deshalb, weil er Hentig seit Jahrzehnten verehrte und in ihm eine intellektuelle Vaterfigur sah, die er nicht verlieren wollte. Als ich ihn viele Jahre darauf noch einmal auf all dies ansprach, gestand er mir, dass er Becker geschrieben hatte, als die Vorwürfe das erste Mal aufflackerten, um ihn zu fragen, wie man ihn da raushauen und ihm helfen könne.

Symptomatisch scheint mir, dass es mir auch heute noch schwerfällt, die eigentümlichen Wendungen all dieser Gespräche zu rekonstruieren. Denn es waren nicht einfach nur plumpe Rechtfertigungen, die mir da angeboten wurden. Es gab auch keine leicht fixierbare Realität und kein festes Repertoire von Tatsachenbehauptungen, auf das man sich hätte beziehen können. Es war etwas Drittes, nämlich der Versuch, in einer prinzipiell nebulös wirkenden Welt irgendwie Warn- oder Stoppsignale zu platzieren, Tabus zu errichten,

dies jedoch auf eine maximal indirekte, schwer entzifferbare Weise, die im Ergebnis das weitere Nachfragen blockierte, ohne Drama und Drohung. Man hätte auch explizit sagen können: »Hör auf, Pörksen, das führt zu nichts und ist eklig.« Genau das sagte man jedoch nicht, zumindest nicht so deutlich. Aber tatsächlich bin ich dieser unausgesprochenen Aufforderung gefolgt. Ich habe nicht weitergefragt und herumgestochert, die gerade erst beginnende Recherchearbeit vorschnell beendet. Ich habe die bizarren Rechtfertigungsversuche, die mir begegnet waren, nicht ausreichend überprüft, auch nicht wirklich verstanden und mich in der Konsequenz nicht weiter mit Hartmut von Hentig und Gerold Becker befasst, bis im Jahre 2010 der Skandal erneut und dieses Mal mit einer gewaltigen, endgültig nicht mehr kontrollierbaren Wucht detonierte.

Jetzt war es da, das gesellschaftliche Momentum, das einer jahrzehntelangen Vertuschung ein Ende setzte. Aber warum eigentlich? Woher kam mit einem Mal die investigative Energie der Journalistinnen und Journalisten, die von einem Tag auf den anderen in der Odenwaldschule auftauchten und die doch auch schon früher dem Verdacht hätten nachgehen können, nachdem bereits 1999 der junge Reporter Jörg Schindler (*Frankfurter Rundschau*) die wesentlichen Fakten publiziert hatte? Aus welchen Gründen gab es sie mit einem Mal, die kollektive Zuhörbereitschaft? Und wie entstehen solche Kippunkte der Wahrnehmung? Wann beginnt das Zuhören? Wieso wird plötzlich hingehört? Wann hört das Weghören auf? Und wem soll, wem darf man überhaupt zuhören? Und wem auf keinen Fall? Auch von solchen Fragen und der Suche nach Ursachen und Wirkungsmustern im Zusammenspiel von individuellen Tiefengeschichten, kol-

lektivpsychologischer Dynamik und medialen Rahmenbedingungen handelt dieses Buch. Im Zuhören, Weghören und Nicht-Hören realisiert sich die Freiheit des Menschen. Und gleichzeitig wird der dringende Wunsch nach Verdrängung, nach Ignoranz und bloß bequemen Illusionen greifbar. Denn viel zu häufig existieren wir im Kokon unserer Vorurteile und im Fertig-System der reflexhaft geäußerten Meinungen, bestätigungssüchtig und darauf fixiert, zu hören, was wir hören wollen, unfähig, den anderen in seiner Andersartigkeit tatsächlich zu erkennen. Aber manchmal gelingt die Wahrnehmungsöffnung dann eben doch. Nur: Warum? Und: Wie?

ICH-OHR UND DU-OHR

Es lohnt sich, der Frage nachzugehen, auf welche Weise ich und die anderen, deren Reaktionen ich hier schildere, zugehört haben. Was lässt sich daraus lernen? Zwei Befunde. Es braucht, erstens, um das Zuhören zu begreifen, ein mikrosoziologisches Studium von Ereignissen und Tiefengeschichten, von Ängsten und Atmosphären, die sich, wenn überhaupt, in der Regel nur mit Mühe und viel Zeit entziffern und rekonstruieren lassen. Man muss überdies versuchen zu hören, was allenfalls flüsternd und zögernd zur Sprache kommt, muss dem Raunen und Murmeln hinterherspüren, das plötzliche Schweigen dechiffrieren, darf sich also nicht nur von den lauten, spektakulären, mit Macht vorgetragenen Standpunkten faszinieren lassen.⁷ Zuhören, verstanden als eine »Metapher für Offenheit«, für »innere Gastfreundschaft« und die »Bejahung des Anderen«⁸, für die versuchte Akzeptanz und Beheimatung des Irritierenden und Fremd-

artigen, ist, zweitens, ein deutlich zu allgemeines, allzu umfassendes Wort für sehr unterschiedliche Formen und Varianten der Weltzuwendung.⁹ Das zeigt schon mein eigener Fall. Ich habe erst *hingehört*, aufmerksam geworden durch das Schlüssel- und Kontrasterleben von hagiografischer Buch-Prosa und Netz-Wirklichkeit, geprägt von den eigenen Kindheits- und Schulerfahrungen, der persönlichen Tiefengeschichte. Ich habe dann, als ich auf die Fraktion der Relativierer und Beschwichtiger stieß, nur noch sehr *selektiv* aufgenommen, was mir da erzählt wurde: Einerseits habe ich weggehört, genauer gesagt, ich habe es vermieden und versäumt, das Unausgesprochene, Beschwiegene zu hören, das zwischen oder unter den Worten lag. Aber andererseits habe ich die unterschwelligen, die entscheidenden Appelle exakt registriert, die sich zu der Ansage verdichten lassen, dass es kein Missbrauchsproblem gebe und dass ich das Thema doch bitte einfach fallen lassen solle. Erst als die Geschichte zum Skandal eskalierte, begriff ich das Gesagte wirklich und verstand das Geschehen in einem anderen Aggregatzustand der Klarheit und Eindeutigkeit.

In einem Kontinuum mit gleitenden Übergängen werden hier zwei Extremformen des Zuhörens manifest. Am Beispiel dieser Geschichte wird offenbar, dass es ein Ich-Ohr egozentrischer Aufmerksamkeit und ein Du-Ohr der nichtegozentrischen Aufmerksamkeit gibt.¹⁰ Mit dem Ich-Ohr hören wir entlang unserer persönlichen Urteile und Vorurteile zu. Hier ist die Matrix unserer persönlichen Weltwahrnehmung bestimmend. Hier fragen wir nach dem Grad der Übereinstimmung mit unseren eigenen Auffassungen und Interessen, die als Filter funktionieren – und die das Persönliche und für uns Unerwünschte fernhalten, ausblenden, wegretuschieren.

Hier dominieren unsere eigenen Fragen und Interessen, unsere Sorgen und Ängste. Hier regiert die Agenda des Ich – und nicht die des Du beziehungsweise des Gegenübers. Der andere dringt nicht durch, wird nicht wirklich kenntlich. Im Ich-Ohr-Zuhören befangen, will ein Wissenschaftsfunktionär vor allem in Erfahrung bringen, ob ihm beziehungsweise der eigenen Schulbehörde das Engagement von Gerold Becker als Berater schaden könnte. Leitprinzip ist also nicht das Schicksal der Betroffenen oder ein authentisches Wahrheits- oder Aufklärungsinteresse, sondern die eigene Agenda im Verbund mit einem institutionellen Narzissmus, der primär daran interessiert scheint, das Image der eigenen Organisation vor Schaden und Schande zu bewahren. Dementsprechend wird gehandelt, geschwiegen, vielleicht aber auch gar nicht erst reagiert, abgewartet, taktiert oder zum Gegenangriff geblasen. Womöglich, aber das ist schwer oder gar nicht zu entscheiden, weil es eine Kenntnis der innerpsychischen Bezirke eines Menschen voraussetzt, hat ebenjener Wissenschaftsfunktionär sehr wohl verstanden, was das Gesagte in der Konsequenz bedeuten könnte und dass nun ein anderes Zuhören und ein neues Handeln nötig wären, aber sich bewusst oder halb bewusst dafür entschieden, dies alles nicht an sich heranzulassen. Jedenfalls wurde über Jahre hinweg (die Geschehnisse um die Odenwaldschule und Gerold Becker waren ja lange bekannt) auf diese Weise zugehört, das Gesagte wurde relativiert, ignoriert und, wie noch zu zeigen sein wird, gezielt vertuscht und mit hoher rhetorischer und strategischer Raffinesse vernebelt. Man kann also, darauf kommt es mir hier an, scheinbar interessiert und zugewandt zuhören – und hört doch eigentlich nur sich selbst, gefangen im System der eigenen Urteile und Vorurteile, das

die Berührung mit der Welt des anderen und einer fremden Wirklichkeit blockiert. Der kategorische Imperativ dieser Art des Zuhörens ließe sich folgendermaßen formulieren: *Erkenne das Andere nach Maßgabe eigener Interessen, geprägt von eigenen Wünschen, Sehnsüchten, Ängsten und einer persönlich-privaten Agenda.*

Das andere Extrem ist die nichtegozentrische Aufmerksamkeit, das Zuhören mit dem Du-Ohr. Hier versucht man in die Welt des anderen einzutauchen, sich ihr wirklich zu nähern und für ihre Andersartigkeit zu öffnen. Hier verlieren eigene Filter zumindest ein Stück weit an Wirkung; der verzerrende Einfluss der persönlichen Perspektive, die man selbst in den Prozess des Zuhörens einbringt, schwindet. Man fragt sich beim Du-Ohr-Zuhören und auf dem Weg zur Anerkennung von Andersartigkeit: In welcher Welt ist das, was der andere sagt, plausibel, sinnvoll, wahr? In welche Wirklichkeit passt es hinein? Der Imperativ dieser Form von Welt- und Wirklichkeitszuwendung könnte folgendermaßen lauten: *Erkenne das Andere als Anderes – in seiner Fremdheit, seiner Schönheit, seinem Schrecken.* Es ist das entschiedene Bemühen, über die eigene Perspektive hinauszugelangen, das diese Form des Zuhörens auszeichnet. Das Ringen um die Bestätigung bereits vorgefasster Auffassungen wird schwächer, nimmt ab, die eigene Agenda tritt zumindest in den Hintergrund.

Allerdings wird es nun ein wenig kompliziert. Denn man kann idealtypisch zwei unterschiedliche, im Kern gegensätzliche Pfade des Du-Ohr-Zuhörens voneinander unterscheiden. Pfad Nummer 1 mündet im Extremfall in eine liebende Akzeptanz, die die Legitimität der gerade noch fremd und unverständlich erscheinenden Weltsicht und Perspektive

anerkennt, vielleicht sogar versucht, ihr gemäß zu handeln. Ausgangspunkt für diesen Weg des Wahrnehmens und Erkennens bildet beispielsweise der Wunsch, einen geliebten Menschen noch tiefer als bisher zu verstehen, vielleicht weil er sich in einer Form geäußert oder plötzlich in einer Weise gehandelt hat, die uns befremdlich oder gar erschreckend schien. Hier geht es um einen Weg vom Verstehen zum Verständnis bis hin zum Einverständnis, frei nach dem Motto: Ich habe dich, deine Schmerzen und deine Wünsche und Sehnsüchte gehört und verstanden. Ich begreife, was dir wichtig ist. Und tue dies alles nicht unter Zwang, sondern aus freiem Willen und aus eigener Einsicht.¹¹ Pfad Nummer 2 des Du-Ohr-Zuhörens wird von andersartigen Ausgangsmotiven und Erkenntnis-Ergebnissen geprägt.¹² Hier will man zwar auch verstehen, aber entwickelt kein sympathisierendes, auf Akzeptanz zielendes Verständnis oder gar Einverständnis, das auf Perspektivübernahme oder gar die Beglaubigung der Weltsicht des anderen durch veränderte Verhaltensweisen hinausläuft. So kann es sein, dass uns ein Mensch gerade in seiner Fremdheit so berührt, fasziniert, vielleicht auch verstört, dass wir ihm unsere ganze Aufmerksamkeit schenken und versuchen, in seine Wahrnehmungs-, Denk-, Gefühlswelten einzutauchen, aber ihn dann doch entschieden verdammen, ihn also im Akt des Urteilens wieder auf Distanz bringen. Man denke hier etwa an die Psychiaterin, die einem Gefängnisinsassen intensiv zuhört, um herauszufinden, in welchem Geflecht aus Motiven, Affekten und Prägungen er agiert hat. Man halte sich das Beispiel eines Soziologen vor Augen, der Tiefeninterviews mit Hooligans führt, um den gewalttätigen Fanatismus zu verstehen, der sie befeuert. Man denke an eine Historikerin, die die Biografie eines Politikers

schreibt und sich in Selbstzeugnisse versenkt – ein »lesen-des Zuhören« –, um den Triebkräften des Handelns auf die Spur zu kommen, aber eben ohne Sehnsucht nach Horizontverschmelzung. Vorstellbar ist schließlich, dass ein Profiler eine Mordserie in all ihren grausigen Details studiert, um die Vorgehensweise des Täters zu begreifen, die nächsten Taten vorauszusagen, um ihn dann festnehmen zu lassen. Er will verstehen, was diesen Menschen antreibt; er aktiviert seine »prophetische Fantasie«, analysiert die Motive des Täters, verurteilt sie jedoch entschieden und zielt letztlich darauf, ihn zu bekämpfen.

Trotz der Unterschiedlichkeit der hier skizzierten Wege und Herangehensweisen ist den beiden Varianten des Du-Ohr-Zuhörens doch gemein, dass der Zuhörende – zumindest vorübergehend, wenn auch aus unterschiedlichen Motiven und mit radikal unterschiedlichen Zielsetzungen – darum ringt, die Perspektive seines Gegenübers zu übernehmen beziehungsweise sich in ihn hineinzusetzen, den anderen in seiner Andersartigkeit überhaupt erst einmal zu erkennen (und vielleicht auch anzuerkennen oder eben zu verurteilen). Er oder sie will »sich aussetzen und das eigene System überschreiten«, wie die Sozialwissenschaftlerin und Musikerin Christina Thürmer-Rohr schreibt, nicht in Zynismus, Gleichgültigkeit oder Distanz zum Gegenüber verharren.¹³ Man kann jedoch fragen, bis zu welchem Grad es überhaupt gelingen kann, in dieser tieferen Art und Weise zuzuhören, sich also von den eigenen Wünschen, Interessen und Filtern und dem, was manchmal *das Ego* genannt wird, zu lösen.¹⁴ Ist es überhaupt möglich, in dieser drastischen und dramatischen Weise empathisch zu werden und die Welt, wie es dann heißt, *mit den Augen des anderen* zu

sehen? Das lässt sich am Ende nicht entscheiden, auch wenn die Euphoriker der Empathie auf der Möglichkeit der Horizontverschmelzung bestehen. Ja, die totale Perspektivübernahme könne gelingen, so beispielsweise der humanistische Psychologe Carl Rogers; man könne das Erleben des anderen in einer Weise nachempfinden, als ob es das eigene wäre.¹⁵ Man müsse einfach nur, so meinen auch andere Autoren, das eigene Ego transzendieren, sich »selbst vergessen«¹⁶, auf Bewertungen verzichten, einen »Akt der Hingabe« für den anderen erbringen¹⁷ und sich letztlich als Person aus dem Prozess der Wahrnehmung herauskürzen, darum gehe es.

Nun denn. Hier wird in bewusster Distanz zu so viel erkenntnistheoretischer Naivität eine weniger idealistisch-euphorische These ausgeführt. Sie besagt zum einen, dass man natürlich und auch in unbedingtem Streben nach Empathie an eigene Wahrnehmungs-, Denk- und Fühlweisen gebunden bleibt, aber dass man – je vielfältiger und komplexer diese Wahrnehmungs-, Denk- und Fühlweisen entwickelt sind – sich der Wirklichkeit des anderen zumindest *anzunähern* vermag. Sie besagt zum anderen, dass im Akt des Zuhörens unvermeidlich eigene Interessen, verschiedenartige Tiefengeschichten, innere und äußere Widerstände unterschiedlichster Art im Spiel sind, die eine praktisch und pragmatisch interessierte Philosophie des Zuhörens analysieren sollte. Und das bedeutet im Ergebnis und in der Konsequenz, dass die Simulation von Distanz und Objektivität falsch und unsinnig wäre, man also mit den klassischen Konventionen des akademischen Sprechens und Schreibens brechen muss, die geprägt sind durch das *Ich-Tabu* (bloß keine Ich-Form!), das *Erzähl-Tabu* (bloß keine Storys!) und das *Metaphern-Tabu* (bloß keine individuellen, kreativ schillern-

den Sprachbilder!).¹⁸ Denn sie laufen allesamt darauf hinaus, den Erkennenden vom Prozess des Erkennens zu trennen, das Persönliche, aber doch womöglich Entscheidende sprachlich auszublenden – ganz so, als sei man selbst ein Neutrum ohne eigene Empfindlichkeiten, Sehnsüchte, Träume, Narben und Wunden.

Diese Tabus, Konventionen und Darstellungsregeln der klassischen akademischen Prosa befördern eine Vorstellung, die die Publizistin Kübra Gümüşay die »Illusion des Einwegspiegels der Wissenschaft« nennt: Man tut so, »als stünde man geschützt hinter einer verspiegelten Scheibe in sicherer Distanz«, um von dort aus mit »einem entfremdeten Blick die Welt und ihre multiplen Krisen zu erforschen – abstrakt, interessant!«¹⁹. Eine einigermaßen seltsame Position, eine illusionäre Idee, naiv und irreführend. Denn niemand denkt, wie ich versuche zu zeigen, über das Gelingen oder Misslingen von Kommunikation, den Dialog oder eben das Zuhören nach, ohne eine eigene Agenda, ein individuelles Interesse, eine persönliche Tiefengeschichte. Das, was hier großspurig eine Philosophie des Zuhörens genannt wird und was doch nicht viel mehr ist als eine Kultur der Nachdenklichkeit²⁰, verlangt daher die Offenlegung der eigenen Vorannahmen und Motive, und zwar gewiss nicht im Sinne eines unscharfen psychologisierenden Daherredens, das in narzisstischer Verzückung den Krümmungswinkel des eigenen Bauchnabels analysiert. Das kann nicht das Ziel sein. Nötig ist vielmehr ein Bemühen um Offenheit und Verständigung, ein Ringen um ein befreites und befreiendes Sprechen, das seine eigene Subjektivität nicht verbirgt, persönliche Erfahrungen und Erlebnisse nicht verleugnet. Denn es existiert, wie der Medienwissenschaftler Jay Rosen zu sagen pflegt, keine »Po-

sition aus dem Niemandsland«, es gibt keine epistemologische Schweiz, keinen Ort vollständiger erkenntnistheoretischer Neutralität. Dies anzuerkennen heißt: auch von sich zu sprechen, sich berührbar zu zeigen, verbunden mit der Welt, die man beschreibt.

DIE ENTSCHEIDUNG UNENTSCHEIDBARER FRAGEN